

Christine Teichmann

Zu ebener Erde

Roman



Die Übersetzung von Shakespeares Sonett 29 folgt der Übertragung von Ferdinand Adolph Gelbcke aus dem Jahr 1867.



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2019

1. Auflage Februar 2019

literatur nr. 102

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankowitsch

Coverfoto: Martin Schneider

Foto der Autorin: Eva Eberl

Druck: Printera

ISBN 978-3-903144-73-6



GRAZ

Christine Teichmann

Zu ebener Erde

Roman

Niemand war überrascht, dass mein Vater sein Sterben mit demselben Gusto inszenierte, mit dem er jede Szene seines Lebens zum Drama stilisierte. Wäre er ausreichend bei Kräften gewesen, hätte er seinem Freund, dem Bühnentechniker, noch Anweisungen gegeben, im Moment seines Todes den Vorhang des Stadttheaters der Länge nach entzwei reißen zu lassen. So musste er sich darauf beschränken, seine ewige Gefolgschaft, uns Kinder, als seine Statisten in Pose zu bringen. Vom Bett aus krächzte er mit brechender Stimme seine Regieanweisungen. Wenn wir uns nicht nach seinen Vorstellungen im Sterbezimmer arrangierten, ließ er sein wahres, saalfüllendes Organ erschallen, sodass Ida und ich die Augen verdrehten und kichern mussten. Bis zuletzt konnten wir nicht glauben, dass es diesmal ernst war. Und dann war er wirklich tot, der Bühnenvorhang blieb ganz, aber am nächsten Tag wurde immerhin eine schwarze Fahne vor dem Theater gehisst.

Ida versuchte, seine Hände in einer königlichen Haltung auf seiner Brust zu falten – ich glaube, sie dachte an Steinreliefs auf Sarkophagen –, aber die Arme glitten immer wieder zurück an seine Seiten. »Du musst sie festbinden, bis die Totenstarre einsetzt«, erklärte ich, aber meine Schwester schüttelte nur den Kopf und sah von ihren Versuchen nicht auf. Ich ließ mich neben das Bett auf den Boden sinken und schaute ihr von schräg unten ins Gesicht, damit ich ihre Augen sehen konnte. Angeblich wirken weibliche Tränen hemmend auf den männlichen Sexualtrieb. Ich habe aber Ida immer besonders schön gefunden, wenn sie weint.

Ida ist nach Michel aus Lönnebergas kleiner Schwester benannt, obwohl mein Name nicht Michael, sondern Gabriel ist – der andere Erzengel. Der Verkünder, nicht derjenige, der den Luzifer in die Hölle stürzt. Also fiel es auch mir zu, die Nachricht vom Tode des Idomeneo Parsenus, geboren als Emil Parschlugger, in die Welt zu tragen. Ich habe mich oft gefragt, warum er seinen Künstlernamen gerade nach dem kretischen König, der seinen eigenen Sohn opfern muss, wählte. Angeblich besuchte er als kleiner Junge mit seiner Mutter eine Vorstellung der Mozart-Oper und war vom Klang des Namens des Titelhelden so beeindruckt, dass er von da an nur noch so gerufen werden wollte und nicht mehr auf Emil hörte. Ich glaube das nicht. Meiner Erfahrung nach erzählte Vater immer nur solche Geschichten über seine Kindheit, die ihm gerade selbst gefielen und zur Unterstützung eines Argumentes hilfreich waren. Überprüfen konnten wir das nicht, da er seine Familie wie seinen hässlichen Geburtsnamen abgestreift hatte. Wir kannten keine Großeltern oder Tanten, Vater war wie Athene eine Kopfgeburt, seiner eigenen Fantasie entsprungen und nicht durch so triviale Dinge wie Herkunft an die Wirklichkeit gebunden. Immerhin blieb Ida und mir dank seiner Weigerung, unsere Mutter, eine Mezzosopranistin, zu heiraten, der Nachname Parschlugger erspart. Wir heißen Schober, was das Ohr zwar auch nicht erfreut, aber nicht nach einer Neuerfindung unserer Namen verlangt.

Vater hinterließ uns die Wohnung, in der wir seit dem Verschwinden unserer Mutter zu dritt gelebt hatten, ein hoffnungslos überzogenes Bankkonto sowie einen Schrank voll Videobänder, Aufzeichnungen seiner zahlreichen Auftritte. Wenn Vater in gönnerhafter Laune war – üblicherweise an den Tagen nach einer gelungenen Premiere –,

verdunkelte er das Wohnzimmer und ließ uns an einer Vorführung einer oder mehrerer Szenen teilhaben. Zuerst mussten wir geduldig seinen Kampf mit den Verbindungskabeln und Fernbedienungen abwarten, denn er vergaß von Mal zu Mal die richtige Handhabung von Videorekorder und Fernsehapparat. Unter klingenden Tiraden musste er erst wieder zum erfolgreichen Umgang mit der Gerätschaft finden, wobei er jede Lektüre der Bedienungsanleitung verweigerte. Ida und ich saßen geduldig auf dem Sofa, über das er unseren Perser – der wahrscheinlich keiner war – gebreitet hatte, um der Vorführung etwas Feierliches zu verleihen. Wir durften nicht auf und ab hopsen, da sonst Staubwolken aus dem Teppich aufsteigen und Vaters empfindliche Stimmbänder reizen könnten. Wir durften keine Ratschläge erteilen, denn das stachelte ihn meist zu noch ausführlicheren Vorträgen über die Unzulänglichkeit des Geräts an. Vielleicht haben Ida und ich deshalb unsere geheimen Codes zur Perfektion entwickelt, die die übliche Vertrautheit unter Geschwistern bei Weitem übersteigen. Manchmal glaube ich, dass unsere halbe Kindheit in geduldigem Ausharren der Launen unseres Vaters verlief, geprägt von stummen Signalen, die uns über die nicht enden wollenden Zeiträume hinwegtrotzten, in denen wir darauf warteten, dass etwas Versprochenes geschah. Wir konnten alle großen Monologe, die Idomeneo Parsenus je gesprochen hatte und die aufgezeichnet wurden, auswendig hersagen. Es waren derer nicht viele, schließlich war Vater keiner der großen Bühnenstars, sondern ein Nebenrollendarsteller, der nur in der sommerlichen Theaterpause bei Freiluftfestivals und Burgspielen in den Genuss einer Hauptrolle kam.

Während der Filmvorführungen hatten wir andächtig ruhig zu bleiben, aber beim Mittagstisch – das Frühstück

nahmen wir nie gleichzeitig ein, schließlich musste Vater nach der Abendvorstellung ausschlafen, während wir zum Schulbus eilten –, beim Mittagstisch also durften wir jedes Stichwort aufgreifen, um mit gedrechselten Reden zu antworten. »*Es ist ein gutes Brot, wohl wert, dass sich ein Fürst sein unterwinde*« war allerdings ein minderes Zitat, unserem elternlosen Frühstück vorbehalten, nicht nur weil Vater Grillparzer hasste, wie er Shakespeare verehrte. »Alle großen Rollen sind in den Dramen des englischen Barden«, pflegte er zu sagen und sich mit einem Seufzen zurückzulehnen, auch oder gerade weil er sie nie zu spielen bekam. »*Ein Königreich für eine Semmel!*« ließ ihn trotzdem zusammenzucken. »Es ist *mein* Königreich, nicht *ein* Königreich«, korrigierte er und ließ den Brotkorb an seinem Ende des Tisches stehen. In Vaters Anwesenheit bekam Nachschlag nur, wer Längeres und richtig zitieren konnte: »*Hat nicht ein Kind Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, als ein Papa?*«, ließ ihn sogar Leckerbissen, die sich schon auf seinem Teller befanden, an uns weiterreichen.

Ida und ich sprechen ein sehr schönes rollendes R, wir können diverse Akzente nachahmen, aber am besten parodieren wir unseren Vater und seine Eigenarten. Seine ausladenden Gesten, seine Art, sich über jede Kleinigkeit zu empören, seine Annahme, dass jeder ihn von der Bühne kennen musste und es ein unverzeihlicher Fehler des Gegenübers war, wenn dem nicht so war. Seine wunderbar komische Eitelkeit. Bis wir uns überwinden konnten, seine Kleidung, die mir in jeder Hinsicht zu weit und zu kurz war, zur Caritas zu geben, entlockte mir die Galerie seiner Hüte in unserem Vorzimmer bei jedem Vorbeigehen

ein wehmütiges Lächeln. Idomeneo Parsenus besaß Baskenmützen, Käppis, breitkrempige Schlapphüte in verschiedenen Farben, Panamahüte und sogar einen Zylinder, alle fein säuberlich auf Huthaken aufgereiht, darunter passende Schals, von denen Ida sich die seidenen und ich einen aus Kamelhaar behalten haben. Ich trage ihn nie.

Von außen gesehen haben wir wohl immer den Eindruck erweckt, eine fröhliche, wenn auch unvollständige Familie zu sein, in der zu leben sicher viel spannender und aufregender wäre als in einer konventionell bürgerlichen. Im Deutschunterricht konnten wir mit dem Vortrag von Balladen brillieren, unsere Betonungen, das Senken der Stimme fast zum Flüstern zum richtigen Zeitpunkt, das Anschwellen zu einem brausenden Orkan, wenn die Handlung ins Dramatische schwenkte, beherrschten wir in auffallendem Kontrast zu unseren leiernden Kommilitonen. Das Abprüfen unseres Vortrags war die einzige Unterstützung, die wir bei unseren Schulaufgaben erwarten durften. Ansonsten überließ Vater uns der eigenen Verantwortung, so wie wir uns selbst das Frühstück und die Jause zubereiteten, so wie wir abends allein blieben, wenn er im Theater war.

Bis Ida in die Schule kam, war Mama zu Hause und daher auch abends bei uns, wenn Papa spielte. Meine Erinnerungen an sie sind blass. Wenn ich an sie denke, sehe ich eine große, hagere Frau vor mir, die alles im Haushalt mit sichtbarem Widerwillen erledigte und nicht gestört werden wollte, wenn sie ihre Stimmübungen machte oder Radio hörte. Papa, der sich für Kochen und Putzen überhaupt nicht interessierte und nie vor elf Uhr aufstand, wenn keine Vormittagsprobe angesetzt war, stand uns als Elternteil viel näher. Er war der Tröster für unsere kleinen Verletzungen, der Hoppe-Reiter- und Mensch-ärgere-dich-nicht-Spieler

und zu seinem Leidwesen der knuddligere Schmuser. Sein Körperbau entsprach nicht dem der Helden, die er so gern dargestellt hätte. Mama überragte ihn um einige Zentimeter, nur auf der Waage blieb er Sieger.

Als Ida sieben und ich neun wurden, kehrte Mama auf die Bühne zurück. Schon vorher hatte sie wieder begonnen, an der nahen Hauptstadtbühne die eine oder andere Hosenrolle der gängigen Opern und Operetten zu singen, aber für ein ständiges Engagement war unsere Anwesenheit ein Hindernis. Jetzt aber befanden beide es nicht mehr für notwendig, Babysitter für uns zu engagieren, wenn sie gleichzeitig Proben oder an denselben Abenden Aufführungen hatten. Eine Liste mit den Notrufnummern lag neben dem Telefon, die Eltern waren ohnehin nicht erreichbar. Kunst durfte nicht gestört werden, schärften sie uns in seltener Einigkeit ein, und außerdem besäßen sie weder die Fähigkeit zum Feuerlöschen noch die Ausbildung zur Notfallhilfe. Ein Gutenachtlied respektive eine Gutenachtgeschichte wurde uns dafür mit großer Expertise etwas im Voraus vorgetragen. Papa besprach sogar Bänder für uns, die wir zum Zubettgehen abspielen durften. Oft schliefen wir zu seiner Stimme ein, die uns die Abenteuer von Winnie Pooh vorlas, und schreckten zu seiner Stimme hoch, wenn Tigger wieder einmal Ferkel ansprang. Er konnte es nicht lassen, Dramatisches zu betonen. Wenn Ida weinte, kroch ich zu ihr ins Bett – sie wagte es nicht, auch nur einen Fuß unter der Decke hervorzustrecken. Unsere Kuschtiere flüsterten dann noch miteinander, wir stritten kurz um das Federbett und meistens schliefen wir eng aneinandergedrückt ein. Mama sah uns nicht gerne unter derselben Decke liegen. Wenn sie in der Nacht heimkehrte, hob sie mich schlafend aus Idas Bett in mein eigenes zurück, wo ich am Morgen

desorientiert aufwachte, wenn unser Wecker für die Schule läutete. Ich hasste sie dafür und beschwerte mich immer wieder, aber sie blieb ungerührt.

»Ich siedle ohnehin deinen Brummi mit, du bist ja nicht allein«, sagte sie und weigerte sich zu verstehen, dass es mir nicht um meine Schwester oder meinen Teddy ging, sondern um den Positionswechsel im Schlaf. Es war, als würde ich meine innere Achse verlieren. Vielleicht liefen auch irgendwelche Erdströmungen durch das Kinderzimmer, zu denen ich gedreht wurde, weil unsere Betten im Winkel zueinander standen. Wir haben die Wohnung nie auspendeln lassen. Ida ist eine militante Gegnerin alles Esoterischen.

Im Sommer des Jahres, in dem Ida neun und ich elf wurde, verließ Mama uns für ein Sommerspielengagement – den Octavian im »Rosenkavalier«. Die Aufführungen waren für drei Wochen angesetzt. Es gab kaum spielfreie Tage und Mama befand, dass sie sich unmöglich nebenbei auch um uns kümmern konnte. Wir wären gerne nach Kärnten mitgefahren. Das Schloss, in dessen barockem Innenhof die Bühne stand, befand sich in unmittelbarer Nähe eines Sees, und wir hätten nichts dagegen gehabt, unsere Ferien dort zu verbringen. Sie blieb aber unerbittlich, und so begleiteten wir Papa zu einem Nestroy nach Niederösterreich.

Den Aufführungen in einem Steinbruch gingen einige Tage Probearbeiten im Gemeindesaal voran, der auch als Regenausweichspielstätte dienen sollte, während am Aufführungsort die aufwändige Bühne gezimmert wurde. Gerüchte gingen um, dass ein Herr vom Inspektorat Schwierigkeiten machte. Die einen sagten, der obere Stock sei aus schrottreifen Baugerüstteilen zusammengestoppelt.

Alle Schauspieler könnten froh sein, dass das öffentliche Organ – ich verstand nicht, von welcher Behörde der Herr war – seine Arbeit so gewissenhaft versah. Andere meinten, der Inspektor hätte eine Tochter, Nichte oder sonst wie Verwandte, die im Ensemble unterzubringen wäre, bevor die ersehnte Freigabe der Bühnenkonstruktion erfolgen könne. Ida und ich hörten jedes aufgeregte Gespräch mit, das entstand, sobald zwei oder drei Schauspieler beisammen standen, und verstummte, wenn der Regisseur, der sich jede Diskussion des Bühnenbildes oder der Besetzung verbat, vorbeiging. Wir hinterbrachten Vater gewissenhaft alle Neuigkeiten, die er ernsthaft aufnahm und kommentierte. Vom Regisseur hielt Vater nichts.

»Ein Mann, der den unglücklichen Namen Klüngel trägt und nicht einmal genug Fantasie besitzt, ihn in einen klingenderen Künstlernamen umzuwandeln – woher soll der die Vorstellungsgabe entwickeln, aus einem alten Nestroy ein spritziges, modernes Stück zu inszenieren?«, meinte Vater, der Experte für Umbenennungen.

Die Atmosphäre der Probearbeiten wurde immer gespannter. Herr Klüngel konnte sich nur schwer gegen die alten Rampenbüffel unter den Schauspielern durchsetzen. Jeder seiner Regieeinfälle wurde diskutiert und abgeändert, bis nichts mehr davon übrig blieb. Emotionen kochten. Trotzdem langweilten wir Kinder uns. Die neuen Micky-Maus-Hefte, mit denen man uns bestochen hatte, waren schnell ausgelesen. Wir saßen in einem Winkel und sahen dem ständig unterbrochenen Treiben auf der Probebühne zu. Ida gefiel die zweigeteilte Bühne, auf der die zwei Stockwerke des Stücks mangels ausreichender Höhe im Gemeindesaal nebeneinander und nicht übereinander angeordnet waren. Nachdem der Regisseur ständig zwischen den Sze-

nen hin und her wechselte, zahlte es sich für die Schauspieler nicht aus, ihre Hälfte der Bühne zu verlassen, wenn im jeweils anderen »Stock« geprobt wurde. Ida machte sich einen Spaß daraus, auf der jeweils unbeschäftigten Seite der Bühne aufzutauchen und blitzartig zu verschwinden, wenn die Aufmerksamkeit des Regisseurs auf ihre Seite wechselte. Schauspieler interessieren sich prinzipiell nicht für die Arbeit ihrer Kollegen, also war den untätigen Akteuren ähnlich langweilig wie uns. Sie begrüßten Ida freundlich, ließen sie auf dem Schoß sitzen und flüsterten ihr komische Dinge ins Ohr. Idas Gesicht wurde oft ganz rot vor Anstrengung, nicht laut zu lachen. Wenn sie auf Papas Knien zu sitzen kam, wisperte sie ihrerseits in sein Ohr. Nur mir erzählte sie nie, welche Geheimnisse ihr anvertraut wurden. Ich vermute, es handelte sich durch die Bank um Gemeinheiten über Herrn Klüngel.

Ich war hin und hergerissen zwischen Eifersucht auf meine kleine Schwester, die so selbstverständlich mit allen flirtete, und der männlichen Würde meiner elf Jahre, die es mir ohnehin nicht erlaubte, auf jemandes Schoß zu sitzen. Außerdem hatte ich bemerkt, dass der Regisseur begonnen hatte, der kichernden Seite der Bühne giftige Blicke zuzuworfen. Ich untersuchte stattdessen das Technikpult und testete die Schieber, mit denen die Scheinwerfer gesteuert werden. Auf der Probebühne wurde es finster und wieder hell. Das gesamte Ensemble erstarrte. Herr Klüngel, dem niemand so viel Fantasie zugetraut hätte, griff zu einer kreativen Lösung, um uns davon abzuhalten, den Probetrieb weiter zu stören. Er bedachte uns kurzerhand mit Statistenrollen. Wir hatten als die jüngsten Kinder des armen Tandlers Schlucker, Seppel und Resi, zu posieren, Rollen, die ursprünglich eingespart worden waren und jetzt von

ihm wieder eingeführt wurden; allerdings ohne Text, den er bereits von der Dramaturgin streichen hatte lassen. Ida war entzückt, auch wenn uns unsere neue Aufgabe auf die jeweils andere Seite der Bühne verbannte als Vater, der den betrügerischen Diener Johann im ersten Stock spielte. Ich fügte mich eher widerwillig – ich ließ mich nicht gerne anstarren –, aber die Gage bekam ich ja doch gerne.

»Wenn der Klüngel nicht so geizig wäre, hätte er euch den Text gelassen«, meinte Papa am Abend mit einem Augenzwinkern, »dann wäret ihr nicht Statisten, sondern Kleindarsteller, das sind dreißig Schilling mehr pro Aufführung!« Ich war froh, keinen Text auswendig lernen zu müssen, und zuckte nur mit den Achseln. Papa verlor kein Wort über unsere schauspielerische Aufgabe. »Echte Künstler reden übers Geld, nur Bankiers sprechen über die Kunst«, pflegte er zu sagen.

Viel mehr Kopfzerbrechen bereiteten ihm die Couplets, die er als Johann zu singen hatte. Schließlich erwartete das Publikum traditionsgemäß eine pfiffige Ergänzung mit zumindest einer Strophe, in der aktuelles politisches Geschehen kommentiert werden sollte. Vater war mit den Entwürfen der Dramaturgin unzufrieden und hatte seinen Ehrgeiz daran gesetzt, selbst etwas Spritziges zu dichten. »Hört her«, sagte er. »Das ist die Originalstrophe:

*Ich halt' mir a Köchin, ein' Kutscher, ein' Knecht,
Nur ja kein' Bedienten, und da hab' ich recht,
Denn Halunken gib'r's unter d' Bedienten, 's is g'wiß,
Das kann der nur beurteil'n, der selb'r einer is.*

Und mein Couplet endet so:

*Denn Halunken gib'r's unter d' Politiker, 's is g'wiß,
Das kann der nur beurteil'n, der selb'r einer is.*

Aber was kommt vorher?« Papa kaute am Bleistift, notierte einige Zeilen, strich sie wieder durch, blickte klagend zur

Decke, grinste, schrieb wieder ein paar Wörter, kicherte und lehnte sich selbstgefällig lächelnd zurück. »Das wird ihnen einheizen«, brummte er zufrieden. Sein Text, den ich nicht wiedergeben kann, da er nie aufgezeichnet wurde, handelte ausschließlich von der Vergabe von Kultursubventionen, dem er noch eine weitere Strophe über die hintertriebenen Besetzungsgepflogenheiten der Staatstheater hinzufügte. Als er sein Werk bei der nächsten Probe vortrug, klatschten die Kollegen spontan Beifall. Herr Klüngel, der doch ein wenig mehr von seinem Metier verstand, als ihm das Ensemble zusprechen wollte, schüttelte den Kopf und bestand auf der Version der Dramaturgin, an die ich mich weiter nicht erinnern kann, außer dass sie Bezug auf den gerade aufgefliegenen Parteispendenskandal nahm und das Publikum zu Lachsalven anregte. Papa musste die Strophen zweimal wiederholen und bekam jedes Mal großen Applaus, woraufhin er dem Regisseur gnädig verzieh.

Die Aufführungen fanden schließlich doch auf der vertikal geteilten Bühne im Steinbruch statt, sogar das Wetter hielt. Wie die Konstruktion des oberen Stockwerks, nachdem wir eine große Schwester bekamen, von der weder Nestroy noch die Dramaturgin etwas wussten, wohl aber Herr Klüngel, mit einem resignierten Nicken in Richtung des Abnahmeprotokolls. Sie trug wie wir sehr bescheidene Kleidung, die unsere Armut dokumentieren sollte, nur war die ihrige figurbetont und an den richtigen Stellen zerklüftet, sodass Beine und Dekolleté zur Wirkung kommen konnten. Ida und ich steckten dagegen in einer Art Kartoffelsäcken, die besonders Ida, die immer schon eher Vaters etwas pummeliger Figur nachkam, noch gedrungener erscheinen ließ. Die Kostümbildnerin hatte nach den zahlreichen Anproben keine Zeit mehr für uns gehabt.

»Das ist unfair, Gabi«, schluchzte meine kleine Schwester – nur sie durfte mich Gabi nennen –, »ich will nicht wie ein Sack ausschauen!«

»Wir sind armer Leute Kinder.«

»Ja, aber sie doch auch«, insistierte Ida mit einem Fingerzeig auf unsere »Schwester«, die so tat, als hätte sie uns nicht gehört. Ich legte einen tröstenden Arm um Idas Schultern und zog sie an mich.

»Du bist viel hübscher«, flüsterte ich ihr ins Ohr. Auch mit neun Jahren hatte Ida bereits eine interessante Mischung aus weiblicher Koketterie und burschikoser Kumpelhaftigkeit angelegt. Je nach Situation kehrte sie die eine oder andere Seite ihrer Persönlichkeit hervor. Mich wickelte sie mit hervorragender Leichtigkeit um den Finger, Papa war ohnehin hilflos, und selbst unsere Mutter erlag relativ schnell ihrem Charme. Nicht so der formidable Herr Klüngel, der, am Ende seiner Nerven angelangt, allen Versuchen, ihm ein kleidsameres Kostüm zu entlocken, trotzte. Scheinbar war er nicht nur der künstlerischen, sondern auch der kaufmännischen Leitung des Festivals im Steinbruch Rechenschaft schuldig, was ihm ohnehin bereits sehr viele Kompromisse abverlangt hatte. Er musste auf eine Regieassistenz verzichten, die sich sonst um unwichtige Kleinigkeiten gekümmert hätte. Der Kleinkrieg mit den Schauspielern, die um jede Interpretation mit ihm stritten, hatte ihn zermürbt. Am Tag der Premiere zog er sich völlig zurück, überließ die Abendregie der Souffleuse und saß selbst während der Aufführung mit in die Hände gestütztem Kopf im Publikum. Er schien kaum das Geschehen auf der Bühne wahrzunehmen. Ida und ich hatten ausreichend Zeit, ihn zu beobachten, schließlich hatten wir nur wenige und kurze Auftritte. Wir versteckten uns in den seitlichen Kulissen und studier-

ten die Gesichter der Zuschauer. Das Stück hatte schon lange aufgehört, uns zu interessieren. Erst als Papa als Johann für sein Couplet begeisterten Zwischenapplaus bekam, blickte Herr Klüngel auf und lächelte. Es war ein seltsames, etwas unglückliches Lächeln. So als hätte der Triumph des Rechtbehaltens ihn zu spät erreicht. Zum Schlussapplaus kam er mit der Dramaturgin, der Kostümbildnerin und dem Konstrukteur des Bühnenbildes zum Verbeugen und lächelte etwas verwirrt in das Scheinwerferlicht. Die Schauspieler klatschten dem Team traditionsgemäß Beifall, kein einziger Buhruf kam aus dem Publikum, aber auch kein Bravo. Der Regisseur verneigte sich nochmals asynchron zum Ensemble, trat zurück und tauchte erst am bereits sehr feuchten Ende der Premierenfeier wieder auf.

Die Morgenausgaben der Zeitungen waren schon ausgeliefert, aber die Premiere von »Zu ebener Erde und erster Stock« im Steinbruch war unkommentiert geblieben. Herr Klüngel hatte seinen Kummer bereits andernorts zu ertränken versucht und kam in weinerlicher Auflösung bei uns an. Ida war schon auf der Eckbank der Gaststube eingeschlafen. Ich konnte mich auch kaum mehr wachhalten, aber Papa brachte uns nie von sich aus ins Bett, wenn nicht am nächsten Tag Schule war.

»Bis zur Abendvorstellung werdet ihr wohl ausgeschlafen sein«, meinte er, »und außerdem könnt ihr jederzeit aufs Zimmer gehen, wenn euch langweilig wird.« So sehr der gesamte Aufenthalt rund um den niederösterreichischen Nestroy für uns von Langeweile geprägt war, so wenig wollte ich auch nur eine Minute der Premierenfeier versäumen. Allein der Auftritt des unglücklichen Regisseurs machte das lange Durchhalten wett. Ich stupste Ida, bis sie die Augen aufmachte, und flüsterte ihr zu: »Der Klüngel ist da!«



Foto: Eva Eberl

Christine Teichmann ist als performende Schriftstellerin, Slam Poetin, Kabarettistin und Schauspielerin von zahlreichen Bühnen Österreichs bekannt. Sie wurde 1964 in Wien geboren, lebt seit 1998 in Graz und war Kellnerin, Tischlerin, Zirkusclown, Erntehelferin in Israel, Bauleiterin in Tschechien und Au-pair in den USA. Sie ist Gewinnerin diverser Poetry Slams und der Kabarett Talenteshow, Gründungsmitglied der Artistiktruppe »Compagnie fantastique« sowie Ensemblemitglied und Autorin des KünstlerInnenkollektivs »Peace Babies«. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Romane: »Raubtiere« (2009), »Gaukler« (2017). Bühnenstücke: »Charlotten-dorf«, »Schattengewächse« und »Kinderbomber / Moorsoldat«.

<http://christine.teichmann.top>

Christine Teichmann in der edition keiper:



Gaukler
Roman

224 Seiten, Pappband
€ 22,50 (A) / 21,88 (D)
ISBN 978-3-903144-26-2

Dora ist genau im richtigen Alter, um aus dem bisherigen Trott ihrer Ehe mit Erich und den Jahren mit den Kindern herauszuwachsen und sich auf die Suche zu machen: nach ihren Wurzeln und ihrer Zukunft. In dieser Übergangszeit stirbt die Mutter, zu der Dora viele Jahre keinen Kontakt hatte. Der Weg zum Begräbnis wird zu einer Reise in die Vergangenheit.

Doras Eltern waren Clowns, Straßenkünstler; Gaukler, die mit verblichenen Kostümen auf kleinen Veranstaltungen eine anständige Show auf die Beine stellten. Ihren hohen Ansprüchen an Auftritte und Privatleben wurden sie trotz der Verachtung ihrer Herkunftsfamilien und gegen alle Strömungen der Zeit gerecht. Bis der Vater stirbt, bis ein Geheimnis platzt, bis die Mutter stirbt, bis die Geschwister sich endlich zusammensetzen – und dort anknüpfen, wo sie vor Jahrzehnten aufgehört haben: bei ihrer tiefen und unausgesprochenen Verbundenheit miteinander.